Luana Lewis

LÜGENMÄDCHEN

GOLDMANN
Lesen erleben

Luana Lewis

LÜGENMÄDCHEN

Psychothriller

Aus dem Englischen
von Elke Link

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»Don't Stand So Close« bei Bantam Press, Transworld Publishers, London.

(Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich)

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496
FSC
www.fsc.org

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage
Copyright © der Originalausgabe 2014 by Luana Lewis
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Published by arrangement with Sharon Luana Lewis
Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Schlück GmbH, 30827 Garbsen
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München
Umschlagmotiv: © FinePic®, München
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-31384-6
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz

Für Genna Leigh

Hilltop, Freitag, 7. Januar 2011, 15 Uhr

Anfangs ignorierte sie die Klingel.

Es schrillte, der Krach gellte durch die Diele bis ins Wohnzimmer und schoss grell in ihrem Schädel hin und her.

Sie stand am Fenster und blickte hinaus auf ihren Garten, auf eine Welt, die weiß leuchtete. Der Boden war schneebedeckt, ebenso die wirren Äste der Bäume und die Chiltern Hills dahinter. Es sieht aus wie Narnia, dachte sie, als könne jeden Moment Aslan aus dem Wald kommen.

Die Stille war unnatürlich. Nervtötend.

Heute Morgen um neun hatte es angefangen zu schneien. Die Zeitungen verbreiteten Warnungen: *Heftige Schneefälle.* Flüge wurden gestrichen. Ihr Mann war wie gewöhnlich zur Arbeit gefahren.

Es klingelte wieder. Länger, lauter, beharrlicher.

Sie fühlte sich ausgesetzt vor der Fensterwand, die sich quer über die Rückseite des Hauses erstreckte. Ihr Zuhause war ein weißer Betonbau, ein modernistischer Triumph aus scharfen Kanten und hohen Fenstern. Eigentlich sollte es niemandem gelingen, durch das Tor auf die Zufahrt zu gelangen, ohne dass in ohrenbetäubender Lautstärke der Alarm losging. Aber irgendjemand hatte es geschafft. Der Schnee war das Problem: Wahrscheinlich lag er so hoch, dass er das Infrarotauge des Sensors verdeckte.

Sie zog am Ausschnitt ihres Pullovers. Er war zu eng und kratzte sie am Hals. Ihr Mund war trocken, sie hatte feuchte Hände. Es war drei Uhr, bald würde es dunkel werden. Ihr Mann

würde nicht nach Hause kommen. Der Schnee war zu einer zentimeterdicken Eisschicht gefroren, und die steile Auffahrt war nicht zu bewältigen.

Sie überprüfte, ob die Terrassentüren abgeschlossen waren. Eine Böe wehte um die Kante des schwarzen Stahltürrahmens, als wolle sich die Kälte mit Gewalt Einlass verschaffen. Das Haus stand unter Denkmalschutz, man durfte nichts daran verändern, Türen und Fenster konnten nicht ausgetauscht werden. Sie überprüfte die Schlösser noch einmal und zog dann die schweren Vorhänge zu.

Wieder klingelte es. Und wieder.

Sie lief im Wohnzimmer auf und ab. Eine halbleere Weinflasche stand offen auf dem Sofatisch. Sie atmete. Drei Sekunden ein, drei Sekunden aus. Sie hielt sich fest die Ohren zu.

Ein normaler Mensch würde einfach an der Tür nachsehen, wer dort war.

Stella betrat die geräumige quadratische Eingangshalle. Ein Kronleuchter mit unzähligen runden Glasscheiben schraubte sich spiralförmig von der Decke durch das Treppenhaus herunter. Als sie einen Schalter umlegte, reflektierten die hellgrauen Wände das Licht, es funkelte überall, viel zu grell. Sie war verwirrt, als hätte sie ein Spiegelkabinett betreten und die Orientierung verloren. Sie würde nicht in Panik geraten. In Hilltop hatte noch nie jemand versucht, ihr etwas anzutun. Menschen, die einem etwas antun wollten, kündigten sich nicht an oder warteten darauf, eingelassen zu werden. Aber sie konnte sich nicht denken, weshalb jemand mitten in einem Schneesturm bei ihr klingeln sollte.

Sie warf einen Blick auf den Monitor an der Wand neben der Haustür. Draußen war eine junge Frau. Sie stand auf der Schwelle, die Arme um die Brust geschlungen, und trat von einem Fuß auf den anderen. Über ihre langen, hellen Haare hatte sie eine Beanie gezogen, tief ins Gesicht. Eine kurze Lederjacke,

verziert mit Nieten und Reißverschlüssen, reichte ihr kaum bis über die Taille.

Stella nahm den Hörer zur Hand. »Ja?«

»Mir ist eiskalt. Kann ich reinkommen?« Schneeflocken wirbelten um sie herum, während sie in die Sprechanlage brüllte. Sie zitterte vor Kälte und sah nicht sonderlich nach einer Bedrohung aus. »Dürfte ich mal telefonieren?«

Sie blickte hoch in die Kamera. Der Bildschirm zeigte ein hübsches Gesicht mit Katzenaugen und hohen Wangenknochen.

»Tut mir leid«, sagte Stella. »Nein. Versuchen Sie es bei den Nachbarn.« Sie legte den Hörer wieder auf.

Dann wartete sie, bis der Bildschirm schwarz wurde und die Person dort draußen verschwunden war, kehrte ins Wohnzimmer zurück und nahm ihren Platz am Fenster ein. Aber ihr war unbehaglich zumute. Der Bann war gebrochen. Der Schnee, der alles bedeckte – den Rasen, die Bäume und die Hügel dahinter –, hatte nichts Magisches mehr. Sie war nicht gern allein. Tagsüber war es schwierig, nachts fast unmöglich.

Die Luft zerstob, als die Klingel wieder schrillte.

Auf die Polizei würde es kaum Eindruck machen, wenn sie anrief, um sich zu beschweren, dass eine junge Frau bei ihr geklingelt hatte. Und ihren Mann wollte sie nicht stören. Aber sie würde ihn so gern anrufen und fragen, was sie machen sollte. Ihr BlackBerry lag direkt neben ihr. Sie nahm ihn in die Hand. Fuhr mit den Fingern über die Tasten. Legte ihn wieder hin. Sie würde Max nicht anrufen, sie würde die Situation selbst bewältigen. Es ging ihr langsam besser. Nein, das stimmte natürlich nicht. Sie war allein und hilflos und nutzlos. Sie wollte Max. Wenn es nach ihr ginge, hätte sie ihn den ganzen Tag bei sich zu Hause.

Max verdiente eine bessere Ehefrau. Er hatte sie gerettet, und dann war alles den Bach runtergegangen, was absehbar gewesen war.

Sie kehrte zur Haustür zurück, die in ihr aufsteigende Wut machte ihrer Nervosität Konkurrenz. Der Überwachungsmonitor zeigte wieder die junge Frau mit der fast bis zu den Augenbrauen heruntergezogenen Mütze und der absurd kurzen Lederjacke, die nicht wärmte.

»*Was ist denn?*«, fragte Stella.

Das Mädchen blickte hoch zur Kamera. »Ich hab mal hier gewohnt«, plapperte sie los. »Ich bin aus London hergekommen, um mein altes Haus zu sehen. Ich wusste nicht, dass es so stark schneien würde. Alles ist gefroren, und der Rückweg den Hügel hinunter ist wirklich steil. Kann ich bitte, bitte reinkommen?«

Stella merkte, dass das Mädchen draußen sehr jung war. Sie konnte nicht älter als fünfzehn sein. Vierzehn vielleicht. Ein Kind.

»Ich rufe dir ein Taxi zum Bahnhof«, sagte Stella.

»Das geht nicht. Die haben dichtgemacht, weil es so schneit. *Bitte*. Die U-Bahn fährt auch nicht, ich sitze hier fest. Über die Straße kann ich nicht runter, da breche ich mir den Hals.« Vor Entrüstung und Verzweiflung sprach das Mädchen immer lauter. »Kann ich nicht einfach reinkommen?«

Das Mädchen zitterte vor Kälte. Ihre Lippen waren eine lila Scharte, erschreckend dunkel vor der Blässe ihres Gesichts. Sie sah aus, als würde sie gleich zu weinen anfangen. Sie tat Stella leid. Aber nicht leid genug, um es zu riskieren, die Tür aufzumachen.

»Nein«, sagte Stella. »Versuch es bei einem der anderen Häuser. Du hast eine ganze Straße, aus der du eins auswählen kannst.«

»Bitte«, sagte das Mädchen. »Mir ist so kalt. Warum können Sie mich nicht einfach reinlassen?« Schmollend schaute sie in die Kamera und stampfte mit ihren weißen Turnschuhen auf den schwarzen Marmorfliesen auf.

Stella knallte den Hörer wieder in die weiße Plastikhalterung und sah zu, wie sich das Mädchen vergeblich bemühte, warm zu

bleiben. Sie ging auf und ab, hinterließ ein planloses Muster in dem Schnee vor Stellas Haustür. Sie schlang die Arme um sich und hüpfte auf und ab. Irgendwann hörte sie dann auf zu kämpfen. Sie sank zu Boden, den Kopf auf den Knien.

Die Kälte musste unerträglich sein, wie eine Folter.

Die Minuten verstrichen, während Stella vor dem Kamin auf ihrem grauen Leinensofa saß. Sie drückte die nackten Füße in den weichen chinesischen Zierteppich. Sie stand auf. Sie ging um den marineblauen Rand des Teppichs, setzte einen Fuß vor den anderen, als wäre sie eine Seiltänzerin. Bei dem gelb-orangefarbenen Papagei, der in die rechte Ecke gestickt war, blieb sie stehen. Sie verstand nicht, warum das Mädchen darauf bestand, bei ihr vor der Tür zu warten.

Ihre Gedanken kamen schnell und bruchstückhaft. Eines Tages würde es anders sein. Sie würde von ihren Ketten befreit sein. Aber sie verlor Zeit. Es fiel ihr immer schwerer, sich daran zu erinnern, wie sie vorher gewesen war.

Im Haus war es still.

Fast vierzig Minuten waren vergangen, seit es zum ersten Mal geklingelt hatte. Das Mädchen am Eingang musste beschlossen haben, es mit dem starken Gefälle der Victoria Avenue aufzunehmen. Sie hatte recht: Beim Abstieg könnte sie ausrutschen und hinfallen. Aber trotzdem – Stella versuchte, ihre Schuldgefühle zu dämpfen –, was war das Schlimmste, was ihr passieren konnte? Sie bekam vielleicht einen nassen Po. Und wenn das Mädchen es einmal geschafft hatte und unten angekommen war – nasser Po hin oder her –, konnte es die High Street entlanggehen und wäre innerhalb weniger Minuten in dem gemütlichen Gasthaus. The Royal Oak: guter Wein, ein offener Kamin und freiliegendes Gebälk. Der Fernseher über dem Kamin war am unteren Rand angeschmolzen, aber niemand schien zu bemerken, dass Feuer-

gefahr bestand. Stella spürte die weichen Lammfellüberwürfe auf der Haut. Sie schmeckte die Bloody Mary – sie wurde aus einem Glaskrug auf dem Tresen eingeschenkt, Zitronenscheiben lagen auf dem Holzbrett daneben bereit. Max hatte alles beschrieben. Sonntagabends ging er oft allein dorthin. Stella war nie mitgegangen, aber vielleicht sollte sie es tun, wenn er am nächsten Tag zu ihr nach Hause kam, zum ersten Mal. Er musste sich sehr wünschen, dass sie einmal aus dem Haus ging, auch wenn er es gut verbarg.

Die Stille war drückend geworden, sie lastete auf ihr, und die Dunkelheit rückte näher.

Max würde sie nicht in eine Welt zurückzwingen, die ihr Angst machte. Aber sie versteckte sich schon sehr lange. Immer häufiger fürchtete sie, es wäre zu spät. Wie auch immer sie es betrachtete, sie war eine Einsiedlerin.

Mit etwas Glück belästigte das Mädchen nun die Nachbarn, Familien mit Kindern unterschiedlichen Alters, die Stella nie kennengelernt hatte.

Vielleicht war sie aber auch noch draußen und harrte aus.

Die Stille und das Warten wurden unerträglich.

Hilltop war ihr Zuhause, darin war sie in Sicherheit. Sie wusste, wohin der Weg führte, der mit Paranoia und Selbstmitleid gepflastert war – sehr wahrscheinlich in eine Gummizelle. Sie war ganz bestimmt in Sicherheit. Nichts hatte sich geändert; niemand konnte hereinkommen. Es war nur ein Mädchen.

Hilltop war ihr eigenes privates Königreich, ihr Palast und ihr Gefängnis.

Stella ging wieder zum Eingangsbereich. Sie kippte die Lamellen der Jalousie ein wenig und blickte hinaus in die silbergraue Landschaft. Schwere Schneeflocken wirbelten durch die Luft, als wären eine Million Daunenkissen am Himmel aufgeschlitzt worden. Mit jeder Sekunde, die verging, wurde das Licht schwächer.

Das Mädchen saß mit dem Rücken an der Haustür aus poliertem Edelstahl, die Knie an die Brust gezogen, den Kopf gesenkt. Sie war ein Kind: hilflos und frierend.

Stella verspürte Aufregung, etwas, wovor sie sich normalerweise hütete. Ein wenig von ihrem alten Ich rührte sich in ihrer Brust. Sie musste ein Wagnis eingehen, musste das Invalidenleben, das sie sich geschaffen hatte, zerschlagen, bevor es endgültig zu spät war. Sie musste wissen, dass sie noch nützlich sein konnte, für irgendjemanden. Sie mochte nicht mehr drinnen sein, bewegungsunfähig darauf warten, dass etwas passierte, mochte nicht mehr warten, bis es ihr besser ging, während andere Menschen einfach ihr Leben weiterführten und ihr Mann wegblieb. Sie tippte den Code ein und schaltete die Bewegungsmelder aus. Die linke Hand ließ sie auf dem Türgriff liegen. Dort draußen war ein Mensch, der allein war und Qualen litt. Mit der rechten Hand langte sie nach dem Riegel. Sie öffnete die Tür.

Der düstere Himmel war violett durchsetzt. Eisige Luft fegte herein, dicke Schneeflocken wirbelten durch die offene Tür und schmolzen auf dem beheizten Boden.

Das Mädchen war weiß überzuckert. Überall saßen Eiskristalle, in den Haaren und auf den Schultern, sie hafteten an ihren Leggings und Schuhen.

Sie blinzelte zu Stella hoch. »Das ist scheißkalt hier draußen«, sagte sie.

Ihre blauen Augen waren trotzig und voller Misstrauen. Sie blieb, wo sie war, nicht sicher, ob sie hereingebeten werden würde. Sie machte keine plötzlichen Bewegungen und versuchte nicht, sich eigenmächtig Einlass zu verschaffen. Sie wartete auf eine Aufforderung.

Stella trat einen Schritt zurück und nickte. Mit steifgefrorenen Fingern nahm das Mädchen die Tasche und rappelte sich auf. Sie trat über die Schwelle.

Stella schloss die Haustür hinter ihr, sperrte ab und wandte sich um, um ihren ungebetenen Gast genauer zu betrachten. Das Mädchen war wie ein verängstigtes Reh. Feuchte Haarsträhnen klebten ihr im Gesicht. Die Jacke war offen und zeigte ein bauchfreies T-Shirt und ein wenig blasse Gänsehaut. Knochige Knie zeichneten sich unter engen schwarzen Leggings ab. Sie hielt sich am Riemen ihres Rucksacks fest und wippte in ihren schmutzigen weißen Laufschuhen auf und ab. Das Mädchen zog sich die Mütze aus, die Finger waren immer noch bläulich. Sie schüttelte ihre langen nassen Haare aus, und dabei fiel ihr Blick auf den gewaltigen Kronleuchter. Mit großen Augen blickte sie hinauf.

Stella war mit ihren eins zweiundsechzig nicht gerade groß, doch das Mädchen war noch einen Kopf kleiner. Ganz abgesehen von den zusätzlichen zwei, drei Zentimetern der Turnschuhsohlen. Stella kam sich dumm vor, weil sie Angst gehabt hatte.

»Meine Zehen brennen«, sagte das Mädchen. »Und ich spüre die Finger nicht mehr.« Sie funkelte Stella böse an, als wäre sie verantwortlich für ihre Schmerzen. Sie ballte die Hand zur Faust, löste die Finger wieder und betrachtete ihre Hände, als gehörten sie jemand anderem. Ihre Augen glitzerten, und Stella fürchtete, sie würde gleich zu weinen anfangen.

»Zieh dir doch die Schuhe aus.« Stella fiel ein, dass sie Erfrierungen haben könnte.

Das Mädchen bückte sich und versuchte mit steifgefrorenen Fingern, die Schnürsenkel aufzubinden. Es dauerte ewig, bis es ihr gelang, die Doppelknoten zu lösen. Während Stella wartete und zusah, zog sich das Mädchen die Turnschuhe aus und stellte sie nebeneinander auf die Fußmatte. Sie trug keine Socken, die Zehennägel waren schwarz lackiert.

»Die solltest du auch ausziehen.« Stella zeigte auf ihre Jacke. Aus der Nähe war zu sehen, dass sie nur aus dünnem Polyester bestand.

Das Mädchen schüttelte verneinend den Kopf.

»Komm rein, der Kamin ist an – da ist es wärmer«, sagte Stella.

Sie ging Richtung Wohnzimmer und zeigte auf die Tür, als wolle sie ein verängstigtes Tier ermutigen, ihr zu folgen. Sie fühlte sich energiegeladen, vielleicht war sie aber auch nervös, das war schwer zu unterscheiden. Das Mädchen folgte ihr, barfuß und wieder den Riemen des Rucksacks umklammernd. Sie sah nicht so aus, als würde sie sich in ihrem früheren Zuhause wohl fühlen. Mit ihren feuchten Haaren und der durchnässten Kleidung stand sie reglos neben dem Sofa.

Stella hatte ein schlechtes Gewissen, weil sie das Mädchen so lange draußen gelassen hatte. Sie nahm die Karodecke von der Sofalehne und schüttelte sie aus. Sie wagte sich einen Schritt vor und hielt ihr die Decke hin. Als das Mädchen nicht zurückwich, legte Stella ihr die Decke um die Schultern und hüllte sie fest darin ein. Das Mädchen hielt sie mit steifen Fingern fest. Da sah Stella es wieder, das Misstrauen in ihren Augen, und wich unwillkürlich zurück.

»Setz dich vor den Kamin«, sagte sie.

Das Mädchen nahm Platz, hockte sich auf die Sofakante, mit dem Rücken zu Stella, und starrte in die kleinen Flammen. Sie zitterte immer noch. Stella blieb hinter ihr stehen, unsicher, was sie als Nächstes tun sollte.

»Ich sollte deine Eltern anrufen und ihnen sagen, dass du hier bist«, meinte sie.

»Meine Zehen tun echt weh.«

Stella überlegte, ob sie vielleicht einen Arzt für dieses seltsame, leichtsinnige Mädchen suchen musste, das bei arktischen Bedingungen kaum bekleidet herumlief. Sie ging herum und setzte sich ans andere Ende des Sofas. Ihr fiel auf, wie hübsch das Mädchen war. Außergewöhnlich hübsch. Ihre tiefliegenden Augen hatten die Farbe des Himmels an einem klaren Sonnentag.

Ihre Haare wurden langsam trocken und bildeten weiche goldene Wellen, die ihre Wangen umspielten. Ihre Haut war samtweich. Die Oberlippe war ein klein wenig zu schmal, aber die Unterlippe war voller, ein wenig aufgeworfen. Sie war so jung.

»Warum glotzen Sie mich so an?«, fragte das Mädchen.

»Ich heiße Stella. Und du?«

»Blue.«

Blue, Blau, das war die Farbe ihrer Augen. Blue hörte sich nicht an wie ein richtiger Name.

»Ist Blue dein Spitzname?«

»Es ist mein richtiger Name.«

»Und wie heißt du mit Nachnamen?«

Blue rieb sich die trockenen Lippen, noch blau vor Kälte, und zögerte, ihr Blick huschte von links nach rechts durch den Raum. »Cunningham«, sagte sie.

Stella hätte nicht sagen können, ob sie log.

»Wir müssen zusehen, dass du nach Hause kommst«, sagte Stella. »Wir müssen jemandem sagen, dass du hier bist.«

»Ich gehe nicht heim.« Das Mädchen sagte das mit einer gewissen Entschlossenheit, die Stella besorgte.

»Warum nicht?«, fragte Stella.

»Ich habe mit meiner Mutter gestritten. Sie lässt mich nicht mehr rein.«

»Blue, auch wenn du mit deiner Mutter gestritten hast, macht sie sich Sorgen um dich.«

Keine Antwort.

»Nun ja – ich muss trotzdem jemanden anrufen, um Bescheid zu geben, dass du in Sicherheit bist. Gibt es außer deiner Mutter noch jemanden, den ich anrufen könnte?«

Blue schüttelte den Kopf, sie sah Stella nicht an, sondern schaute ins Feuer. Sie zitterte nicht mehr ganz so sehr, aber hin und wieder bebten ihre Schultern.

»Wir müssen dich irgendwie nach Hause bringen«, sagte Stella. Ihre Worte klangen leer, gebetsmühlenartig, lahm.

»Ich habe gar nicht hier gewohnt«, sagte das Mädchen. »Das hab ich mir ausgedacht.« Sie sah Stella an. Ihre Augenfarbe schien sich zu verändern, das Blau wurde dunkler und intensiver, die Augen nahmen die Farbe von kaltem, hartem Tansanit an.

Stella neigte den Kopf von einer Seite zur anderen, versuchte, die Muskeln zu lockern, die sich in Genick und Schultern angespannt hatten. »Warum bist du dann hergekommen?«

Wenn sie in Panik geriet, wenn sie zu schnell atmete, wenn sie zuließ, dass ihr Herzschlag außer Kontrolle geriet, dann war sie verloren. Sie hätte nach oben gehen sollen, als es geklingelt hatte, die Tür ihres Schlafzimmers schließen, eine Schlaftablette nehmen, den verdammten Lärm ignorieren sollen. Ihr wurde eng in der Brust, sie bekam nicht genügend Luft.

»Ich bin hier, weil ich zu Dr. Fisher muss«, sagte das Mädchen.

»Meinem Mann?«

»Ja.« Blues Mund bildete eine störrische Linie, und sie fing an, sich an den Unterarmen zu kratzen.

Die vierte Sitzung

Zu Beginn der Sitzung saß er ganz still und ernst da und wartete darauf, dass sie zuerst sprach. Er hatte die Lider hinter seiner Lesebrille halb gesenkt, sodass sie nicht sehen konnte, was er empfand. Er trug stets Anzug und Krawatte. Soweit sie es beurteilen konnte, hatte er zwei Anzüge: einen marineblauen und einen braunen. Seine Schuhe waren schwarz und glänzend und sahen teuer aus, mit eckigen Kappen. Sein Bauch wölbte sich leicht unter dem Hemd. Das machte ihr gar nichts aus. Ihr gefiel es auch, dass er nicht zu groß war und einen Bart trug. Sie wusste nicht wieso, aber das gefiel ihr alles.

Er beobachtete sie immer noch.

»Ich hasse diese Sessel«, sagte sie.

Er sagte immer noch nichts.

»Warum stellen Sie Ihren Sessel so weit weg von meinem?« Sie klang ein bisschen weinerlich. »Eigentlich hasse ich die Sessel gar nicht. Ich könnte mich in meinem zusammenrollen und den ganzen Tag hierbleiben und nicht nach Hause gehen. Ich würde einfach hier bei Ihnen bleiben.«

Sie beugte sich vor, steckte sich eine Haarsträhne in den Mund. Die Männer schauten sie alle an, immer. Auch er schaute sie an, genauso, da war sie sich sicher, aber er versuchte, es zu verbergen. Er setzte sich auf seinem Stuhl zurecht, schlug die Beine andersherum übereinander. Er lehnte sich zurück und stützte das Kinn in die Hand. Sie blickte hoch zur Uhr. Fünf Minuten waren vergangen. Das hieß, es blieben noch fünfundvierzig. Mit den Fingern der rechten Hand knetete sie ihre Unterlippe. Er sah sie

immer noch an. Sie fragte sich, ob er wohl alle seine Patienten so anstarrte. Ihr gefielen seine Lippen – sie waren relativ schmal, aber sexy. Solange sie denken konnte, war sie immer bei irgendeinem Therapeuten gewesen. Er war ihr bis jetzt der liebste.

Sie trug die Bluse ihrer Schuluniform, die beiden obersten Knöpfe waren geöffnet. Sie spielte mit dem nächsten Knopf, schob ihn durch das Knopfloch. Sie beugte sich ein wenig nach vorn und beobachtete seine Reaktion. Er räusperte sich.

»Ich denke viel an Sie«, sagte sie.

»Ich bin dein Arzt«, sagte er. »Unsere Beziehung hat Grenzen, die sehr wichtig sind. Verstehst du das?«

»Ich denke daran, wie Sie mich küssen. Ich denke viel daran. Ich weiß nicht warum, aber ich denke einfach daran.«

Er hatte die Hände fest im Schoß verschränkt, als hätte er Angst davor, was passieren könnte, wenn er losließe. »Das ist keine Verführung«, sagte er. »Das ist eine Therapiesitzung. Du solltest dir da keine falschen Vorstellungen machen.«

Aber sie hatte schon eine Menge eigener Vorstellungen.

»Es könnte aber eine Verführung sein«, sagte sie.

»Es gibt auch noch andere Arten von Beziehungen«, sagte er. »Ich meine andere als sexuelle.«

Sie schob sich die Hand in die Bluse und streichelte die samtene Haut zwischen den Brüsten. Dann fuhr sie mit einem Finger unter das Körbchen ihres BHs und suchte die Brustspitze.

»Du musst aufhören, das zu tun, sonst müssen wir die Sitzung beenden.«

Sie nahm die Finger aus der Bluse. Sie setzte sich auf beide Hände. »Gut. Worüber soll ich reden?«

»Das kannst nur du selbst wissen.«

»Jetzt hören Sie aber auf.«

»Bist du böse? Sollen wir uns das genauer ansehen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht böse auf Sie.«

Sie zupfte an einem losen Faden an der Armlehne des Sessels herum. Ihr gefiel es, wenn er ihr seine ganze Aufmerksamkeit widmete, aber fünfzig Minuten, das war viel zu kurz, viel zu wenig Zeit. Sie seufzte. Mit der linken Hand massierte er sich die Stirn. War er Links- oder Rechtshänder? Sie betrachtete seine Hand, mit der er sich immer noch über die Stirn strich, stellte sich vor, wie seine Finger sie streichelten. Sie verlagerte das Gewicht, stellte die Beine nebeneinander und drückte sich fest gegen die Sitzfläche. Sie wollte, dass er sich in sie verliebte, sie mit nach Hause nahm, für sie sorgte, für immer. Sie sah gut aus. Besser als die meisten anderen Frauen. Warum sollte er sie nicht begehren? Viele Männer seines Alters wollten auf diese Art mit ihr zusammen sein, dafür hatte sie Beweise. Und jetzt begehrte sie ihn. Sie rutschte vom Sessel auf den Boden, lächelte ihn dabei leicht an. Sie setzte sich neben den Sessel, zog die Knie an die Brust. Sie sagte nichts.

»Ich kann keine Gedanken lesen«, sagte er. »Du musst mir sagen, wobei ich dir helfen soll.«

Sie hob die Arme über den Kopf und streckte sich.

»Wie fühlst du dich jetzt gerade?«, fragte er.

»Feucht. Und wie fühlen Sie sich?«

»Wenn das so weitergeht, muss ich die Sitzung für heute beenden.«

Er war nervös. Das sah sie in seinen Augen und hörte es in seiner Stimme, er klang ganz verkrampft und verspannt. Sie hielt ihre Knie umschlungen und wiegte sich, blickte dabei zu ihm auf. Sein Hemd war bis zum Hals zugeknöpft. Er trug eine rosa Krawatte. Er trug außerdem einen Ehering. Sie fragte sich, wie es wohl war, wenn sie zusammen schliefen. Sie hasste seine Frau. Es war nicht gerecht, wahrscheinlich war sie eine Frau, die schon immer alles gehabt hatte: Eltern, die einander liebten, eine schöne Kindheit in einem schönen Haus mit Katzen und verdammten Hunden. Ein richtig großes, sauberes Haus, in dem nicht ge-

schrien und gebrüllt und auf gar keinen Fall getrunken wurde. Mit einem Kinderzimmer, das ihre Eltern für sie mit rosa Mädchenkram ausgestattet hatten, mit einem Bett mit rosa Zudecke und passendem Kissen mit Rüschen sowie einer rosa Tapete mit Elfen darauf. Sie sah alles vor sich. Puppen und Spielzeug zum Knautschen. Als zukünftige Ehefrau sollte sie ganz behütet aufwachsen und sich mögen, und dann würde sie auf die Universität gehen und einen Mann wie ihn kennenlernen.

Das war nicht gerecht.

Andererseits war sie schön, und sie war jung. Und manche Männer mochten junge Mädchen. Hübsch auszusehen, damit kam man schon weit. Sie wollte ihn. Und nicht nur einmal die Woche für fünfzig Minuten.

»Sie haben mich gefragt, wie ich mich fühle«, sagte sie. »Und jetzt wollen Sie mich bestrafen, weil ich Ihnen die Wahrheit gesagt habe.« Sie war wirklich sauer.

Er wurde weicher, das sah sie. »Glaubst du denn, dass dir Sex hilft? Um die Beziehungen zu bekommen, die du möchtest?«

»Vielleicht. Ich weiß es nicht.«

»Wer hat dir beigebracht, dass das einzig Wichtige an dir, das einzig Wertvolle deine Sexualität ist?«

»Niemand hat mir irgendwas beigebracht.«

»Und empfindest du irgendetwas darüber?«

»Ich will nicht über meine Gefühle reden.«

»Also baust du eine Mauer zwischen uns. Eine Mauer der Sexualität. Und wir werden dein wirkliches Ich hinter dieser Barriere nie kennenlernen.«

»Das ist keine Mauer. Ich will Ihnen nahe sein. Ich will keine Mauer.«

Auf Händen und Knien kroch sie zu ihm hin, bis sie seine Füße erreicht hatte. Er rührte sich nicht. Er hatte die Beine übereinandergeschlagen und die Hände im Schoß gefaltet.

»Du kennst unsere Vereinbarung«, sagte er. »Kein Theater. Keine Berührungen.«

»Bitte«, sagte sie. »Ich will nur den Kopf an Ihr Knie lehnen. Mich hat niemals jemand berührt oder umarmt, nie.« Okay, das waren alles Lügen.

Sie beugte sich vor, berührte sein Knie mit der Stirn. Der Stoff seiner Hose fühlte sich ein wenig rau auf der Haut an. Sie spürte die harte Kante seines Knies, als sie sich an ihn drückte. Sie schloss die Augen.

Grove Road Clinic, April 2009

Stella holte die Akte mit der Aufschrift *Simpson* hervor und ging ihre Notizen ein weiteres Mal durch. Die Familie war vor mehr als einem Jahrzehnt zuerst dem Sozialamt aufgefallen, dann dem Gericht; jetzt hatte sie den Fall in Gestalt eines verworrenen Durcheinanders von Beschuldigungen und Gegenbeschuldigungen zweier verfeindeter Elternteile auf den Tisch bekommen. Es waren bereits mehrere Fachleute damit beschäftigt, und es herrschte immer eine pessimistische Stimmung, wenn man versuchte, in einem Fall Fortschritte zu machen, wo der Hass zwischen den Eltern alle Fakten verschleierte und wo das Kind ein Pfand zwischen zwei Lagern war. Vor Gericht war bereits langwierig und erbittert verhandelt worden, und der Staat zahlte einen hohen Peis für ihren häuslichen Krieg.

Die Wahrheit kannte niemand. Nicht das Sozialamt, nicht die Anwälte, nicht der Vormund des Kindes und ganz gewiss nicht der Richter – und aus ebendiesem Grund hatte er ein psychologisches und psychiatrisches Gutachten beider Elternteile angefordert.

Stella hatte zur Vorbereitung auf ihren ersten Termin mit Lawrence Simpson zwei Aktenordner mit Hintergrunddokumenten zusammengefasst. Seine Tochter war drei Monate zuvor in eine Pflegefamilie gekommen, nachdem sie den Rettungsdienst angerufen hatte, weil sie ihre Mutter nach einem Alkoholexzess bewusstlos im Badezimmer gefunden hatte.

In seiner letzten Aussage hatte Simpson behauptet, seine Exfrau sei nicht in der Lage, ein Kind zu erziehen, und er beantragte

das alleinige Sorgerecht. Die Mutter hatte schon länger Alkoholprobleme und eingestanden, rückfällig geworden zu sein, aber sie wollte sich in Behandlung begeben.

Der letzte Vorfall war nicht der einzige, aufgrund dessen die Tochter zu einer Pflegestelle kam: Es hatte zuvor drei Vorkommnisse gegeben, allesamt, als sie zwischen sechs Monaten und drei Jahren alt war. Stets hatte es etwas mit dem Alkoholkonsum der Mutter zu tun gehabt. Simpson hatte schon vorher das Sorgerecht beantragt, als seine Tochter noch ein Kleinkind war, aber trotz der Probleme der Mutter wurde das Verhältnis zwischen Mutter und Kind immer als warm und liebevoll beschrieben, und Simpson hatte keinen Erfolg gehabt. In den letzten Jahren schien sich alles beruhigt zu haben, und die Akte war vom Sozialamt geschlossen worden, bis der neueste Rückfall der Mutter den Prozess wieder in Gang gesetzt hatte.

Simpson behauptete, seine Exfrau habe schon lange, bevor sie ihn kennengelernt hatte, ein Alkoholproblem gehabt. Doch nach Aussage der Exfrau hatte sie aufgrund seines kontinuierlichen Missbrauchs, sowohl physisch als auch psychisch, angefangen zu trinken. Die Exfrau war nicht sonderlich glaubwürdig. Sie war seit mehreren Jahren arbeitslos, nachdem ihr gekündigt worden war, weil sie codeinhaltige Schmerzmittel aus der Apotheke gestohlen hatte, wo sie erst vor kurzem angestellt worden war. Sie war mehrmals in Entzugseinrichtungen des National Health Service gewesen.

Es gab nur dürftige Einzelheiten über die Beziehung zwischen Simpson und seiner Frau im Lauf der Jahre. Offenbar hatten sie sich mehrfach getrennt und waren wieder zusammengekommen, lebten aber seit mindestens sechs Jahren getrennt. Mutter und Kind hatten in einer Sozialwohnung von der Beihilfe gelebt, in einer zweifelhaften Gegend, wo es nur schlechte Schulen gab. Simpson hingegen war es nach dem Ende seiner Ehe immer bes-

ser gegangen. Er war Allgemeinarzt mit einer gutgehenden Praxis in einer wohlhabenden Gegend, hatte eine neue feste Beziehung und eine Doppelhaushälfte mit drei Schlafzimmern.

Stellas Chef Max Fisher würde mit der Mutter sprechen und eine Meinung dazu abgeben, ob sie an einer psychischen Störung litt und wie ihre Alkoholabhängigkeit einzuschätzen war. Er hatte Stella gebeten, ein Persönlichkeitsprofil des Vaters zu erstellen. Sie freute sich über diese Aufgabe und nahm sie als Beweis, dass er ihren Fähigkeiten bis zu einem gewissen Grad vertraute. Max war seit über zehn Jahren Facharzt, während Stella ihre Qualifikation erst seit etwas mehr als zwei Jahren erworben hatte; wenn sie an seiner Seite an einem so komplexen Fall arbeitete, konnte sie nicht nur dabei lernen, es war auch eine faszinierende Aufgabe.

Max dachte, sie könnten als Team vielleicht als Erste einen Erfolg erzielen.

Stella legte drei leere Fragebögen auf ihrem Schreibtisch zurecht und Bleistift und Radiergummi daneben. Langsam atmete sie ein. Sie freute sich immer darauf, einen neuen Klienten kennenzulernen, war aber gleichzeitig nervös. Es gehörte zu ihrem Beruf zu beurteilen, ob jemand geeignet war, die eigenen Kinder zu erziehen oder nicht, und jedes Mal kam sie sich dabei einen Moment lang wie eine Betrügerin vor: Sie war jung und unqualifiziert und versteckte sich hinter ihrem Titel und den schicken Sprechzimmern.

Die Grove Road Clinic war in einem herrschaftlichen edwardianischen Gebäude aus rotem Backstein untergebracht. Anne, die Praxismanagerin, hatte schicke und professionelle Sprechzimmer eingerichtet, die alle mit antiken Schreibtischen und schlanken Laptops ausgestattet waren. An den cremefarbenen Wänden hingen Ölbilder, die hauptsächlich Blumen und Boote zeigten. Jalousien und Doppelverglasung im ganzen Gebäude,

die den Lärm der vielbefahrenen Straße draußen abschirmten, schufen eine ruhige Atmosphäre. Es war ein schöner Arbeitsplatz.

Eine mit Teppich belegte Wendeltreppe führte Stella von ihrem Sprechzimmer im ersten Stock in den Warteraum im Erdgeschoss mit dem Empfangsbereich, der leicht nach Jasmin duftete.

»Ihr nächster Termin wartet«, sagte Anne. Sie hielt sich gern in der Nähe der Rezeption auf und behielt das Kommen und Gehen von Patienten und Mitarbeitern im Auge. Sie war Beherrschung und Perfektion in Person, mit stets gepflegter Frisur und lackierten Nägeln. Wie gewöhnlich trug sie eine tief ausgeschnittene Bluse, mit der sie die Aufmerksamkeit auf ihre Brüste lenkte, die Stellas Meinung nach verdächtig fest und aufrecht waren. Anne handhabte ihre Stifte, das Telefon und das iPad viel zu präzise, was Stella automatisch beklommen machte.

Mit der Fernbedienung der Klimaanlage zeigte Anne auf das Wartezimmer. »Dr. Simpson ist seit zwanzig Minuten da«, meinte sie.

Es gelang ihr zu suggerieren, dass Stella zu spät zu ihrem Termin kam, während jedoch in Wahrheit der Besucher zu früh war und Stella pünktlich.

Er wartete auf dem roten Ledersofa auf sie, die Arme fest verschränkt, die Beine übereinandergeschlagen, sein schlanker Körper war von Kopf bis Fuß angespannt. Neben ihm lag ein Stapel Zeitschriften: die neuesten Ausgaben von *Hello*, *Vogue* und *Men's Health*, von Anne kunstvoll spiralförmig hindrapiert. Der leichte Lesestoff war unberührt.

»Dr. Simpson?«, fragte Stella.

Er nickte. Er lächelte nicht und fühlte sich sichtlich unbehaglich. Die meisten ihrer gerichtsmedizinischen Klienten reagierten so, wenn sie Stella das erste Mal trafen, und sie nahm es nicht persönlich. Schließlich wurden sie von den Familienrichtern im

Prinzip dazu gezwungen, zu ihr zu gehen. Auf diesen Eltern lastete ein enormer Druck, sich im besten Lichte zu zeigen, daher fürchteten sie sich vor ihr.

Simpsons kantiges Gesicht war glattrasiert. Seine hellen Haare waren akkurat geschnitten und zur Seite gekämmt. Er trug einen marineblauen Anzug mit einem makellosen weißen Hemd und einer gelben Krawatte. Seine schwarzen Halbschuhe glänzten. Sie würde das in ihrem Bericht festhalten; sein Äußeres war »sehr gepflegt«, gelinde gesagt.

»Ich bin Dr. Davies«, stellte sie sich vor. Bei der Erwähnung ihres Doktortitels glaubte sie zu sehen, wie er zusammenzuckte.

Er stand auf und streckte ihr langsam die Hand entgegen. Sein Blick wanderte von oben nach unten, über ihre schwarze Kostümjacke, ihren Rock und ihre hohen Absätze. Sein Händedruck war fest und warm. Stella lächelte. »Wir gehen in den ersten Stock«, sagte sie.

Als er ihr die Treppe hinauf folgte, fragte sie sich unwillkürlich, worauf er wohl den Blick gerichtet hatte. Sie hielt ihm die Tür zu ihrem Sprechzimmer auf, und er ließ sich Zeit damit, über die Schwelle zu treten.

Sie hatte zwei Stühle übereck an den Schreibtisch gestellt. »Setzen Sie sich«, sagte sie.

Sobald er saß, nahm er wieder die Position vom Wartezimmer ein, mit verschränkten Armen und übereinandergeschlagenen Beinen.

»Bevor wir anfangen, müssten Sie mir bitte eine Einverständniserklärung unterschreiben«, sagte Stella. »Bitte lesen Sie sie aufmerksam durch. Damit erteilen Sie mir die Erlaubnis, den Inhalt meines Berichts an das Gericht weiterzugeben.«

Sie reichte ihm ein Klemmbrett mit dem Standardformular. Er sah das Papier stirnrunzelnd an, dann unterschrieb er. Als er es ihr zurückgab, schaute er ziemlich säuerlich.

»Ist es in Ordnung, wenn ich unser Gespräch mit dem Diktafon aufzeichne? Dann muss ich mir keine Notizen machen.« Sie lächelte wieder und tat so, als würde sie sein Missfallen nicht bemerken.

»Nein, das ist nicht in Ordnung«, sagte er.

Stella hatte es noch nie erlebt, dass ein Klient diese Bitte ablehnte. Ihre Klienten bekamen von ihren Anwälten gesagt, dass sowieso alles, was besprochen wurde, für den Bericht notiert wurde, deshalb gab es keinen anderen Grund, sich zu weigern, als den, ihr das Leben schwerzumachen.

»Es würde mir die Zeit sparen, in der ich sonst Notizen machen muss, wenn ich mit Ihnen rede«, sagte sie hoffnungsvoll.

»Keine Aufnahmen«, sagte er. Er sah sich im Zimmer um, als würde er nach versteckter Überwachungsausrüstung Ausschau halten. Er wirkte unruhig, als sei ihm unbehaglich. Es war klar, dass er es schwierig fand, nicht den Ton anzugeben. Er war es gewöhnt, derjenige zu sein, der hinter dem großen Schreibtisch saß. Stella konnte das nachvollziehen; auch sie hatte gern das Sagen.

»Kein Problem. Ich tippe mit, während wir reden. Ich tippe viel schneller, als ich schreibe.« Sie redete, als wäre nichts, aber ihr Geplänkel wurde nicht mit dem Hauch eines Lächelns bedacht.

Irgendwie musste sie ihn für sich gewinnen, musste einen Weg finden, ihn zugänglich zu machen. Seine Persönlichkeit – die Persönlichkeit von jedem ihrer Klienten – konnte sie nur wirklich kennenlernen oder verstehen, wenn wenigstens ein klein wenig Kooperationsbereitschaft bestand. Wenn er wollte, konnte Simpson gar nichts sagen und nichts verraten. Und dann würde Stella sich ihre Meinung auf der Basis einer Leerstelle bilden müssen, auf seinem Wunsch, unerkannt zu bleiben. Das würde weder dem Richter noch dem Kind helfen. Ihre größte Herausforderung bestand darin, einen Zugang zu finden, einen Weg, sein Vertrau-

en zu gewinnen und ihn davon zu überzeugen, dass es in seinem Interesse lag, mit ihr zu reden. Sie musste ihn überzeugen, dass er hiermit Gelegenheit hatte, seine Seite der Geschichte zu erzählen.

Sie beschloss, mit den Fragebögen zum Ausfüllen anzufangen. Auf diese Weise würde er nicht sofort bohrende Fragen beantworten müssen.

Sie schob ihm ein Blatt Papier auf seine Seite des Schreibtischs hinüber. »Gut«, sagte sie. »Fangen wir hiermit an – die Anleitung steht ganz oben.« Sie zeigte darauf. »Es ist ganz einfach, Sie müssen nur wahr oder falsch ankreuzen. Aber es dauert ein bisschen, bis man alles ausgefüllt hat, etwa eine Stunde. Es sind über fünfhundert Fragen.«

Sie konnte nicht umhin, ein klein wenig Genugtuung zu empfinden, als sie die Bestürzung in seiner Miene sah. Nun war sie an der Reihe, in ihrer subtilen Schlacht zu punkten. Simpson würde kooperieren, er würde den Fragebogen ausfüllen – er musste es, wenn er eine Chance haben wollte, das Sorgerecht für seine Tochter zu bekommen, und das wussten sie beide. Er nahm den Stift zur Hand, wenn auch widerwillig.

Er ließ sich mit jeder Frage ausnehmend viel Zeit.

»Ich kann nicht sagen, ob diese Aussage wahr oder falsch ist – sie trifft nicht auf mich zu«, sagte er.

»Wählen Sie einfach das, was für Sie der Wahrheit am nächsten kommt.«

Er zögerte, frustriert, wie Stella vermutete, weil er zwischen zwei Optionen wählen musste, die seine Gefühlslage nicht exakt wiedergaben. Aber nach zehn Minuten schien er die Antworten bereitwilliger anzukreuzen, und sie sah, dass er sich schneller durch die endlosen Reihen von Aussagen durcharbeitete.

An einer Stelle lachte er, es klang bitter. »Das ist lächerlich«, sagte er. Trotzdem traf er eine Wahl, malte mit seinem spitzen Bleistift einen kleinen dunklen Kreis.

»Kann ich Ihnen einen Tee oder Kaffee anbieten?«, fragte sie.

Sie war nicht ohne Mitgefühl. Sie konnte sich vorstellen, dass sich dieser Vorgang wie eine Entehrung anfühlte, besonders wenn er fälschlicherweise des Missbrauchs beschuldigt worden war. Außerdem brauchte sie selbst einen Kaffee.

»Ja, sehr gern«, sagte er. Er schien dankbar für ihre kleine Geste der Freundlichkeit, und Stella spürte, wie das Eis ein ganz klein wenig schmolz. Er trinke seinen Kaffee schwarz, mit einem Stück Zucker, sagte er.

Stella glaubte nicht, dass er der Typ war, der ihre Handtasche stehlen würde, während sie nicht im Zimmer war. Ihren Laptop und ihre Akten mit den Notizen nahm sie allerdings mit.

Hilltop, 16 Uhr

»Warum willst du zu meinem Mann?«, fragte Stella. Ihr ganzer Körper prickelte vor Misstrauen.

»Ich muss einfach.« Blue kuschelte sich unter die Decke, grub sich tiefer in das Sofa, als wolle sie dort Wurzeln schlagen.

»Woher kennst du meinen Mann?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Du kannst es mir schon sagen. Du willst es nur nicht.«

Stella setzte sich aufs Sofa, sie war verärgert und gleichzeitig hilflos angesichts der Sturheit des Mädchens. Sie konnte sie nicht zwingen, ihr die Wahrheit zu sagen. Sie dachte nach. Sie konnte Max anrufen und ihn fragen, ob er sie kannte. Aber aus irgendeinem Grund beschloss sie zu warten, bevor sie ihn einband. Sie blieb erst einmal still sitzen und unternahm nichts, spürte aber die Anspannung vom Nacken die ganze Wirbelsäule hinunter. Sie stemmte die Füße fester in den chinesischen Teppich. Den Blick wandte sie nicht von Blue ab, denn sie traute ihr nicht.

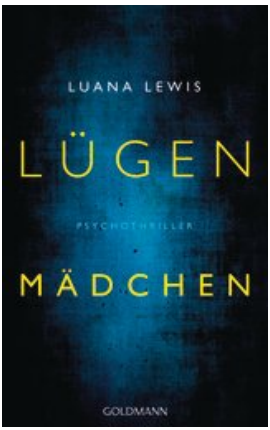
Jetzt, da sie die Jugendliche hereingelassen hatte, war es vielleicht nicht so einfach, sie wieder loszuwerden.

»Mein Mann ist nicht zu Hause«, sagte Stella. Sie verriet dem Mädchen nicht, dass er über Nacht wegblieb. Sie fragte sich, ob Blue wohl allein gekommen war – oder ob sie jemanden mitgebracht hatte, der jetzt draußen wartete. Es war ein Fehler gewesen, die Tür aufzumachen. Sie konnte von Glück reden, dass sich in den wenigen Augenblicken, in denen die Tür offen stand, niemand auf sie gestürzt hatte.

Sie spekulierte, fantasierte, malte schwarz. Vielleicht hatte das

GOLDMANN

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Luana Lewis

Lügenmädchen
Psychothriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-442-31384-6

Goldmann

Erscheinungstermin: Mai 2015

Eines Abends steht sie einfach vor der Tür. Und sie wird so lange bleiben, bis sie alles zerstört hat.

Stella lebt völlig zurückgezogen in einem luxuriösen, einsam gelegenen Haus in der Nähe von London. Sie hat es kaum verlassen, seit sie nach einem traumatischen Ereignis an Panikattacken leidet. Eines kalten Winterabends steht überraschend ein völlig durchgefrorenes junges Mädchen vor ihrer Tür und bittet um Einlass. Alles in Stella sträubt sich, aber die Gestalt macht einen so hilflosen Eindruck, dass sie schließlich widerwillig die Tür öffnet. Sie bereut es schnell, denn von dem Mädchen scheint eine merkwürdige Bedrohung auszugehen. Und dann beginnt Blue, Geschichten zu erzählen, die Stella zutiefst verstören. Ist das Mädchen eine Psychopathin? Oder sagt sie gar die Wahrheit? Stella weiß nicht mehr, was sie glauben soll, sie weiß nur eines: dass sie entsetzliche Angst hat ...

Der Titel im Katalog